

Django

und seine Erben

Der Gitarrist **Django Reinhardt** ist der verehrte Übervater des Gypsy-Jazz. Sein musikalisches Vermächtnis halten heute zahlreiche Nachfahren lebendig – in Frankreich eher traditionell, in Deutschland vielseitiger. Ein kleiner Blick auf eine große Familie.

Von *Sven Thielmann*

Hörtipps



Django Reinhardt: L'or de Django (Dreyfus, 2003)

Schnuckenack Reinhardt Quintett: Musik deutscher Zigeuner (1969, Da Camera Song/1995, RBM)

Zipflo Reinhardt: Oceana (Intercom, 1978)

David Reinhardt: Colombe (Crystal, 2011)

Dotschy Reinhardt: Chaplin's Secret (Galileo, 2018)

Lulo Reinhardt: Gypsy Meets India (DMG, 2019)

Lulo Reinhardt & Yuliya Lonskaya: Gypsy Meets Classic – Piece Of Soul (DMG, 2021)

Zahlreiche Dokumentarfilme über die vielen Mitglieder der Reinhardt-Familie finden sich auf YouTube.



Der Jazz kennt viele Väter, der Gypsy-Jazz nur einen, und der definiert bis heute den Gold-Standard des Genres. Jean Reinhardt, der gleich nach seiner Geburt am 23. Januar 1910 den Rufnamen Django – in seiner Muttersprache Romanes: ich erwache – bekam, lernte früh Gitarre, auf der er mit zwölf Jahren seine Karriere begann. Wie es ihm gegen Ende der 1920er-Jahre gelang, mit nur zwei Fingern seiner durch einen Brandunfall verkrüppelten Linken eine eigene Spieltechnik und Stilistik zu entwickeln, gehört zu den bewundernswertesten Leistungen der Musikgeschichte. In die schrieb sich Django unauslöschlich ein, als er New-Orleans-Jazz, traditionelle Spielformen der Sinti und französische „valse musettes“ zu jenem Stil verband, der als „Gypsy-Jazz“ bekannt wurde.

Reinhardt spielte auf einem akustischen Instrument des italienischen Gitarrenbauers Mario Maccaferri, das sich dank seiner kraftvollen Präsenz und eines Cutaway (Einbuchtung im Korpus, die das Greifen in höheren Bündeln erleichtert) bestens für unverstärkte Soli eignete. Die absolvierte er in seinem „Quintette du Hot Club de France“ vor zwei Rhythmusgitarren plus Geige und Bass. Dass der weltweit gefeierte Gitarrist ab 1947 auch zu einer elektrischen Semi-Acoustic griff und nun Bop-orientiert spielte, bereicherte das Genre zusätzlich und ließ Weiteres erhoffen. Aber am 15. März 1953 erlitt Reinhardt in Samois-sur-Seine, wo er beschaulich lebte, einen Schlaganfall, den er nur um einen Tag überlebte. Betrauert von Fans in aller Welt und

seiner großen Familie, die seither das Gedenken an den Übervater des Gypsy-Jazz lebendig hält.

Traditionell erfolgt dies bereits in Kindertagen – der Vater spielt's den Söhnen vor, der Onkel den Neffen, und die lernen durch Abschauen, Nachspielen, Miteinanderspielen. Interessanterweise ist man Djangos Erbe in Frankreich konservativer verpflichtet als hierzulande. Zunächst war es Babik Reinhardt (1944-2001), Sohn aus der zweiten Ehe mit Sophie „Naguine“ Ziegler, der mit eigenständiger Klangsprache die Erinnerung an den Vater wachhielt. Auch die nachgeborene Verwandtschaft folgt dessen Pfaden, so die Gitarristen Mandino (*1956) und Geisela (*1964) in „Hot Club“-Besetzung. Die jüngste Generation der französischen Reinhardts ist stilistisch offener, ohne die Wurzeln jedoch zu vernachlässigen. So gibt der 1979 geborene Noé, begleitet von Bass und Drums, auf „Eleven Standards“ (Label Quest) diesen eine elegant-jazzige Note, während sein Cousin, Django-Enkel David (*1986), mit dem Organisten Florent Gac und Schlagzeuger Yoann Serra ein fürs Genre ungewöhnlich besetztes Trio unterhält – seit 2015 aber vor allem als Wanderprediger seinen christlichen Glauben verkündet, samt gitarristischer Überzeugungskraft.

Von den vielen deutschen Reinhardts war der Geiger Franz „Schnuckenack“, der 1921 bei Bad Kreuznach als Großneffe von Django zur Welt kam, zweifellos der bekannteste. Als einer der ganz wenigen Sinti-Musiker studierte er am Konservatorium, bis er 1938 mit seiner Familie von den Nazis ins polnische Tschenschow ver-



Foto: Sven Thielmann

„Musik deutscher Zigeuner“ nannte Schnuckenack Reinhardt seinen Stil.

schleppt wurde. Kurz vor der Ankunft gelang ihnen die Flucht, sodass sie sich unter dem dünnen Deckmäntelchen einer ungarischen Tanzkapelle dort fünf Jahre lang durchschlagen konnten, bis Schnuckenack sich vor der SS im Untergrund verstecken musste: „Die Geige war meine Waffe, damit habe ich mich oft freigespielt.“ Nach dem Krieg spielte der Mann mit der „schnucker nak“ (schönen Nase) in den Offizierskasinos der 7. US-Armee zum Tanz auf, wobei er mit dem Jazz Freundschaft schloss.

Seine große Zeit begann 1967, als er mit dem Gitarristen Dawili Reinhardt (nicht verwandt, worauf dieser Wert legte) sein berühmtes

Quintett gründete. Das spielte „Musik deutscher Zigeuner“ (so hieß das damals) und brachte dem hochvirtuosen Geiger den unbekümmert verliehenen Titel „Zigeuner-Paganini“ ein, mit zahllosen Auftritten in Funk und Fernsehen. Ab Mitte der 1970er-Jahre trat er mit seinen Söhnen Forello und Ricardo auf, die ihn auch bei seinem letzten, todtraurigen Konzert 2004 in Essen begleiteten. Danach fragte der

einst so strahlende Musiker, sichtlich gebrochen, ob jemand seine Geige kaufen wolle – betretenes Schweigen. Zwei Jahre später starb Schnuckenack hochbetagt und hochverehrt.

Anders als bei osteuropäischen Roma gibt es unter Sinti kaum Geiger. Zu denen aber gehört der 1949 geborene Django-Nachfahre Zipflo, der nach profunder Ausbildung zunächst à la „Hot Club“ reüssierte, um sich 1978 dem Fusion-Jazz zuzuwenden – ohne durchschlagenden Erfolg, obwohl er bis

heute als exzellenter Jazzgeiger gilt. Auch Vokalistin sind rar, wobei der Rock-'n'-Roll-Sänger Django Heinrich Reinhardt, der übrigens wie viele Sinti für sein soziales

Engagement mit dem Bundesverdienstkreuz geehrt wurde, 2020 „Zurück zum Swing“ (ZYX) konvertierte. Etwas kurios, weil er stimmgewaltig Gypsy-Jazz im Big-Band-Format mit deutschen Schlagertexten paart. Während Djangos Urenkelin Dotschy, 1985 in Ravensburg geboren, mit einem internationalen Song-Repertoire unterwegs und außerdem als Buchautorin erfolgreich ist.

Der neben Django bedeutendste Gitarrist ist zweifellos Lulo Reinhardt, der am 21. Oktober 60 wird. Ein Weltmusiker im besten Sinne, entwickelte er in den 1990er-Jahren mit Vater Bawo unter dem Titel „Gypsy Goes Latin“ einen eigenen Stil, der Flamenco, Latin und Música Popular Brasileira in den Gypsy-Jazz integrierte. Später spielte der „Gitarrennomade“ – das perfekte Etikett, wie er findet – in Marokko mit Gnawa-Musikern, tourte durch Australien wie Nordamerika und begab sich 2017 auf der Suche nach seinen Sinti-Wurzeln nach Kalkutta. Dort entstand sein preisgekröntes Album „Gypsy Meets India“ mit Debashish Bhattacharya, einem Grammy-nominierten Virtuosen auf der Hindustan Indian Slide Guitar, als grandios homogene Synthese zweier Welten. Stilistisch breit aufgestellt, hat der fingerflinke Improvisator am traditionellen „Gypsy-Jazz“ kein Interesse: „Django würde heute eine ganz andere, innovative Musik machen.“ So wie Lulo, der gerade erst ein Duoalbum mit der weißrussischen Klassikgitarristin Yuliya Lonskaya veröffentlicht hat, das eine weitere Facette dieses großen Reinhardt zeigt. Spätestens da sagt man bewundernd: Was für eine Familie! ■

„Die Geige war meine Waffe, damit habe ich mich oft freigespielt“